

# Kultur-Inflation: Von der Jugendkultur über die Leitkultur zur Kulturkultur und wieder zurück

Plädoyer für eine Verengung des Kulturbegriffs

Konrad Paul Liessmann

*Ist Kultur heute Kulturverweigerung, eine Verlustanzeige, weil ihre inflationäre Verwendung und Funktionalisierung für alle möglichen Inhalte und Zwecke den Begriff resp. Inhalt, den dieser markieren wollte, entwertet hat? Hat Kultur nicht ihre identitätsbildende und sinnstiftende Kraft verloren und ist zur leeren Attitüde geworden? Konrad Liessmann plädiert für eine Rückbesinnung auf einen enger gefassten Kulturbegriff und gegen Vernutzung in Bindestrich-Kombinationen.*

Konrad Paul Liessmann, geb. 1953, ist Professor für Philosophie an der Universität Wien. Zuletzt erschien von ihm »Philosophie des verbotenen Wissens. Friedrich Nietzsche und die schwarzen Seiten des Denkens« (Wien: Zsolnay 2000)



Foto Sabine König

Sein soeben erschienenes Lexikon Kultur der Gegenwart bewirbt der renommierte Metzler Verlag wie folgt: »Traditionelle Kunstformen werden ebenso beschrieben wie neuere Formen der Medienästhetik (Fernsehen, Werbung, Comics, Video, Internet, CD-ROM), Formen der Alltagskultur (Design, Mode, Freizeit, Wohnkultur) und die kulturellen Institutionen (Kunst- und Buchmarkt, Museen, Erziehungswesen), ebenso die Theoriebildung (Kritische Theorie, Poststrukturalismus, Dekonstruktivismus, Historikerstreit). Viele Artikel behandeln übergreifende Aspekte der Gegenwartskultur (z.B. AIDS, Alternative Kultur, Auschwitz, Amerikanisierung, Erlebnis-

gesellschaft, Selbsterfahrung).«<sup>1</sup> Irgendwie, so scheint es, ist alles Kultur oder hat zumindest mit Kultur zu tun, und die Aufzählung der im Lexikon der Gegenwartskultur verzeichneten Schlagwörter könnte beliebiger und umfassender nicht sein. Der kämpferische Slogan der 70er Jahre: »Kultur ist alles – alles ist Kultur« ist in einem ungeahnten Ausmaß Realität geworden. Es gibt, spätestens seit ein deutscher Politiker die Gewaltbereitschaft jugendlicher Neo-Nazis als Teil der örtlichen Jugendkultur zu begreifen trachtete, keine Möglichkeit mehr, der Kultur zu entgehen. Was immer man macht, was immer man konsumiert, was immer man lebt, welche kulinarischen, sexuellen, politischen oder religiösen Präferenzen man hat, ob man gewalttätig oder friedliebend ist, Heroin spritzt oder Tee trinkt, wie man seinen Urlaub verbringt, welche Unterhaltungsprogramme man konsumiert und welche Medien man nutzt: Alles ist unweigerlich Kultur.

Kultur ist, wie der Berliner Kulturwissenschaftler Thomas Macho einmal schrieb, zu einem wahren »Zauberwort« geworden, mit dem man alles und jedes benennen kann: »Das Zauberwort ›Kultur‹ kann zur Beschreibung politischer, ökonomischer,

technologischer oder gesellschaftlicher Trends verwendet werden; nicht umsonst reißiert ›Kultur‹ als Partikel zahlreicher Neologismen: Multikulturalismus, Jugendkultur, Gesprächskultur, Kulturlandschaft, Unternehmenskultur, Popularkultur, Kulturdenkmal, Wohnkultur, Subkultur, Kulturpolitik, Streitkultur, Kulturschock, Freizeitkultur, Wissenschaftskultur, Kulturmanagement. ›Kultur‹ ist gleichsam zu jenem begrifflichen Dachstuhl avanciert, der es erlaubt, Ereignisse wie einen Massenauftritt der ›drei Tenöre‹, den Krieg im Kosovo, das Finale der Fußballweltmeisterschaft in Paris, die Bestattungszeremonien für die ›Queen of Hearts‹, das Neujahrskonzert der Wiener Philharmoniker, einen Atombombentest in Pakistan oder die Berliner ›Love-Parade‹ an einer einzigen, gemeinsamen Adresse zu versammeln.«<sup>2</sup> Fraglos: das Zauberwort hat seit diesen vor drei Jahren geschriebenen Sätzen auch weiterhin Wunder gewirkt, und mittlerweile zählen wir nicht nur den Krieg, sondern auch *Big Brother* zur Kultur, kennen wir nicht nur die Kulturpolitik, sondern auch die Kulturarbeit, gibt es nicht nur die globalisierte Kultur, sondern auch deren traurigen Gegenspieler, die deutsche Leitkultur, und seit es ein Büchlein mit dem schönen Titel *Philosophiephilosophie* gibt,<sup>3</sup> macht

es vielleicht auch Sinn, dort, wo vielleicht wirklich schlicht und einfach nur von Kultur die Rede ist, diese im Gegensatz zu allen anderen Kulturkomposita einfach als »Kulturkultur« zu bezeichnen. Natürlich steckt dahinter eine Vermutung, die noch gar nicht zu einer These geschärft werden soll: Kultur heute ist Kulturverweigerung, ist der Ausstieg aus all den inflationären Bindestrichkulturen.

Woher aber die Faszination und Kraft des Zauberwortes »Kultur«? Warum wird alles zur Kultur und werden in die Kultur alle Hoffnungen gelegt? Der These, die Thomas Macho in diesem Zusammenhang vertritt, kann einige Plausibilität für sich beanspruchen: Der Begriff der Kultur fungiere in doppelter Weise als »Resignationsbegriff« und als »Restutopie«: »›Kultur‹ gerät somit einerseits zum Synonym für alles, was man hat, ohne es loswerden zu können (Sprache, Religion, Architektur, Geschichte, Kunst, Staat, Feste, Umgangsformen, Nahrungs-

»Kultur heute ist Kulturverweigerung, ist der Ausstieg aus all den inflationären Bindestrichkulturen.«

und Lebensgewohnheiten), andererseits zum Synonym für alles, was man noch nicht hat, aber im höheren Auftrag der Weltgesellschaft des 21. Jahrhunderts anstreben und erwerben sollte (Mehrsprachigkeit, Mobilität, soziale Kompetenz, permanente Bildungsbereitschaft, eine liberale, tolerante Haltung, im Verein mit einer antitotalitären Gesinnung, sowie sexuelle, ethnische, politische oder berufliche Flexibilität). Das Zauberwort ›Kultur‹ ermöglicht und unterstützt einerseits die Nachlaßverwaltung der klassischen Utopien, fungiert andererseits jedoch als ein neutralisierender Resignationsbegriff, der selbst mörderische Bürgerkriege zu unvermeidlichen Effekten historisch gewachsener, gleichsam zu ›zweiter Natur‹ geronnener Mentalitäten erklärt.«<sup>4</sup> In der Tat: Gemessen an dem, was Religion, Nation, Vaterland, was Sprache und Herkunft, aber auch was Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit einmal bedeuteten, nimmt sich deren Reduktion auf Kulturphänomene einigermmaßen bescheiden aus. Weil weder die großen Erzählungen noch die großen Worte noch etwas taugen, lassen sich deren Inhalte und Anliegen nur mehr als »Kultur« ins Spiel bringen. Die vielumstrittene Rede von der »deutschen Leitkultur« war so auch einzig ein Indiz dafür, daß über Idee, Gestalt und Aufgabe einer deutschen Nation nicht mehr nachgedacht werden darf. Und das Makabre an der Diskussion um die deutsche Leitkultur lag dann auch in einer Paradoxie: Einerseits signalisierte diese unglückselige Begriffsbildung den resignativen Versuch, der deutschen Kultur, was immer man darunter auch verstand, eine für in Deutschland lebende Menschen entscheidende hegemoniale Funktion der Identitätsstiftung zuzuschreiben; und andererseits machte die reflexartige Kritik an diesem Begriff klar, daß in Deutschland zwar jeder (Minderheiten-)Kultur eine identitätsstiftende Funktion zugeschrieben wird, nur nicht der deutschen, die manchen angesichts der globalisierten Kultur überhaupt nur mehr als Phantasma erscheint. Nebenbei: Warum die Präsenz von McDonalds zwar die deutsche, nicht aber andere Kulturen, die ihre Identität aus Sprache, Herkunft und Religion beziehen, in Frage stellt, bleibt allerdings ein Rätsel. Wenn es viele ethnisch konnotierte Kulturen neben- und miteinander gibt, wäre eine deutsche Kultur zumindest denkbar. Wenn sich aber, während wortreich das Nebeneinander von vielen Kulturen propagiert wird, wie selbstverständlich die wahre Leitkultur unserer Tage, der Verschnitt von Hollywood und MTV, problemlos durchsetzte, erübrigte sich auch die Frage nach dem Verhältnis der Kulturen zueinander.

Der inflationäre Gebrauch des Kulturbegriff erschärft diesen aber auch. Im Grunde scheint es gar

nicht so wichtig, welche Kulturen wie aufeinanderprallen, koexistieren oder einander Leitfunktionen zuschreiben oder absprechen, denn dort, wo ohnehin alles zu Kultur wird, hat die Kultur längst ihre identitätsbildende und sinnstiftende Kraft verloren, wird zu einer leeren Attitüde. Mit Recht fragt deshalb Thomas Macho: »Woran glaubt, wer an ›Kultur‹ glaubt? Was ersehnt jemand, der sich nach ›Kultur‹ sehnt? Wofür stirbt jemand, der für ›Kultur‹ stirbt? Wer die großen Versprechungen der Gattungsgeschichte erinnert – das Versprechen der Gerechtigkeit, der Erkenntnis, der Freiheit, des Glücks, des guten Lebens – wird das Versprechen der ›Kultur‹ für einen schwachen Trost halten. ›Kultur‹ erscheint in solcher Perspektive als Resignationsbegriff: als historistische Restutopie, in deren Namen der Abschied von großen Wünschen und Hoffnungen moderiert werden soll.«<sup>5</sup>

Kultur ist also eine Verlustanzeige. Wo pausenlos von Kultur geredet wird, wird ohne Nennung von

etwas gesprochen, das entweder verschwunden oder verpönt ist. Allerdings ist diese resignative Reduktion auf Kultur unter bestimmten Bedingungen doch nicht ohne jede politische Brisanz. Kultur, gerade im Sinne einer »zweite Natur«, fungiert zunehmend auch als rhetorische Strategie, die es

erlaubt, Differenzen unter anderem Titel aufrechtzuerhalten oder zu restituieren. Wohl sprechen wir nicht mehr von einer Klassengesellschaft, aber wir unterscheiden fein säuberlich zwischen den »kulturellen Milieus«;<sup>6</sup> und schon gar nicht mehr dürfen wir von rassischen oder anderen angeborenen Unterschieden zwischen den Menschen sprechen, aber wir beschwören die »kulturelle Identität« und verleihen ihr eine Intensität, daß sie als zweite Natur einer ersten Natur in nichts nachsteht: Auch und gerade aus ihr gibt es kein Entkommen. Die Rede von der Kultur ist auch immer die Rede von den gerade nicht aufgehobenen Unterschieden, verschleiert in der Regel allerdings durch den dieser Rhetorik inhärenten Appell zur Toleranz. Das, was durch die Beschwörung von Kultur vergessen werden soll, bricht in der Kultur selbst wieder auf.

Die Aura des Zauberwortes Kultur ist so zwiespältig – aber es ist die Aura dieses Wortes, die seine inflationäre Verwendung erlaubt. Einerseits betont die Rede von den Kulturen die Differenz – andererseits ebnet sie diese auf einer anderen Ebene, nämlich auf der von Kultur und Nichtkultur, wieder ein. Denn gerade im Zeichen der Toleranz heißt sich einer Kultur anvertrauen, sich zu immunisieren. Denn

»Wenn alles Kultur ist oder werden kann, erübrigte sich nämlich jede kulturpolitische oder kulturpädagogische Intervention.«

»Wenn es viele ethnisch konnotierte Kulturen neben- und miteinander gibt, wäre eine deutsche Kultur zumindest denkbar.«

1 Werbeeinschaltung in *Merkur* Nr. 622, 2/2001, nach S. 140

2 Thomas Macho: »Säkularisierung und Multikulturalismus«, in: Konrad Paul Liessmann / Gerhard Weinberger (Hg.): *Perpektive Europa. Modelle für das 21. Jahrhundert.* Wien: Sonderzahl, 1999, S. 38

3 Richard Raatzsch: *Philosophiephilosophie.* Stuttgart: Reclam, 2000

4 Macho, a.a.O., S. 38

5 Macho, a.a.O., S. 41

6 Gerhard Schulze: *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursociologie der Gegenwart.* Frankfurt/Main, New York: Campus, 1993, S. 277ff.



Transmissionsriemen einer gesellschaftlichen Bewußtseinsbildung verloren hat, ist es völlig egal, welcher kulturellen Emphasen und Praktiken sich die Menschen in ihrer Freizeit bedienen und verschreiben, ist es auch egal, welchen kulturellen Milieus sie angehören. Wenn die Handhabe eines Computerspiels auf einer Stufe mit dem Studium des Feuilletons steht, dann macht es nicht einmal mehr viel Sinn, auch nur der schleichenden sekundären Analphabetisierung etwas entgegensetzen zu wollen. Gerade aus einer Toleranz, die überall schon Kultur wittert und der alle Kulturen gleich gültig sind, folgt mit einiger Konsequenz, daß man die Herausbildung von Kulturen unterschiedlichster Art in der

wer möchte etwas gegen eine Kultur haben? Beklagt wird ja stets der Mangel an Kultur, nicht der Besitz derselben oder die Zugehörigkeit zu einer solchen. Nicht daß Menschen streiten, scheint uns schlimm, sondern daß sie keine Streitkultur haben. Haben sie diese, ist allerdings der Streit selbst schon bedeutungslos geworden.

Die Universalisierung des Kulturbegriffs enthält so eine eigentümliche Ambivalenz, die vor allem die hier zu verhandelnde Frage der Kulturpolitik tangiert: Wenn alles Kultur ist oder werden kann, erübrigt sich nämlich jede kulturpolitische oder kulturpädagogische Intervention. Der aufklärerische Restimpuls, der in jeder Rede von Kultur noch wirksam sein mag, verpufft endgültig, wenn Kultur kein Gegenüber mehr hat. Solange Shakespeare als Kultur und Fernsehen als Barbarei galt, konnte man zum Beispiel versuchen, jungen Menschen Shakespeare nahe zu bringen – handelte es sich doch dabei um ein singuläres Kulturgut, daß niemandem vorenthalten werden sollte. Seit die im Fernsehen demonstrierte Ignoranz gegenüber Shakespeare selbst zu einem Stück Kultur geworden ist, wird es schwierig. Man kann nun nur noch versuchen, jungen Menschen klar zu machen, daß es viele Kulturen gibt und daß es vielleicht Spaß macht, neben RTL etwas anderes auszuprobieren, zum Beispiel Shakespeare.

Für jede kulturpolitische Intervention erscheint dieser Sachverhalt in der unangenehmen Gestalt einer Legitimationskrise: Dort, wo alle Kulturen und Lebensstile prinzipiell als gleichwertig akzeptiert werden müssen, müssen von der Öffentlichkeit entweder alle gleichermaßen gefördert oder alle gleichermaßen ignoriert werden. Wenn eine bestimmte Form der Kultur, die wir die Kulturkultur genannt haben, ihren exklusiven Anspruch als singulärer

Tat den Bedürfnissen und Möglichkeiten der Menschen, das heißt dem Markt überlassen kann. Wer eine prononcierte Kulturpolitik fordert, steht vor dem Problem, zugeben zu müssen, daß für ihn nicht alles Kultur und nicht jede als Kultur beschriebene Aktivität einer anderen gleichwertig ist.

Vielleicht macht es an dieser Stelle Sinn, sich einiger ursprünglicher Bedeutungen von Kultur zu versichern. Natürlich gibt es die unterschiedlichsten Bestimmungen von Kultur. Man kann von einem Begriff von Kultur ausgehen, dem alles zur Kultur wird, was Menschen nur irgendwie regelmäßig, ritualisiert und in einer geformten Weise tun – in diesem Sinn läßt sich von einer Kultur des Biertrinkens ebenso sprechen wie von einer Kultur des Krieges, und dieses gilt selbstverständlich auch für alle Varianten der Jugendkultur. Es gibt auch kaum alltägliche Verrichtungen, die nicht rituelle und ästhetische Momente aufweisen, Regeln und ästhetische Differenzen ihrer Erscheinungsform zeigen und deshalb vor allem ästhetisierende Hierarchisierungs- und Ausschließungsstrategien provozieren. Wer einmal den apodiktischen Ton verfolgt hat, in dem in jugendlichen Musikkulturen etwa über gute und schlechte Musik geurteilt wird, erlebt einen Absolutismus des Geschmacksurteils, den man den aufgeklärten Diskursen über Pop- und Trivialkulturen erst einmal wünschen würde. Die universelle Rede von Kultur hätte unter dieser Perspektive dann einen Sinn, wenn dieser Aspekt eines durch Ästhetisierung gewonnenen Moments der Selbstreflexivität in den Vordergrund rückt. Kulturlos wäre dann das Unmittelbare, Naive, und dies auch dann, wenn es selbst zu den Sehnsüchten raffinierter Kulturen gehören sollte.

Man könnte aber auch von einem engen Kulturbegriff ausgehen, der überhaupt nur jene Formen von

Kultur gelten läßt, in dem sich jene Tendenz zur Reflexivität und Ästhetisierung verselbständigt hat und alle Erinnerungen an den Alltag in seiner Ästhetik negiert erscheinen. Das könnte man dann am besten »Kunst« nennen. In der Tat will heute niemand mehr Kultur auf Kunst reduzieren, eher möchte man auch den Kunstbegriff »erweitern« und mit dem erweiterten Kulturbegriff zusammenfallen lassen und aus Künstlern die allseits beliebten »Kulturschaffenden« machen. Anbei: Warum, wenn alles Kultur ist, Kultur dann noch von einer eigenen Spezies geschaffen werden muß, bleibt ebenfalls ein Rätsel. Wenn man diese Position zynisch affirmiert, kommt man zu der These, mit der der österreichische Philosoph Rudolf Burger bei seiner Antrittsrede als Rektor der Hochschule für angewandte Kunst unangenehm aufgefallen ist: »Kultur ist keine Kunst«.<sup>7</sup>

Allerdings: Erst der elitäre, auf künstlerische Tätigkeit beschränkte und mit einem exquisiten Qualitätsanspruch verbundene Kulturbegriff machte diesen überhaupt attraktiv für seine Ausdehnung. Ohne solch einen hoch bewerteten Begriff von Kultur wäre es schlicht überflüssig, alles und jedes durch Kulturattribution zu nobilitieren. Daß noch die dümmste Fernsehsendung Kultur sein will, macht nur Sinn, wenn man an der Aura eines Begriffs mitnaschen will, den man durch diesen Anspruch gleichzeitig negiert.

Der Begriff der Kultur legt allerdings auch noch andere Deutungen und Differenzierungen nahe. In seiner ursprünglichen Bedeutung hat Kultur, seltsam genug, drei Gegenbegriffe, die mehr über diese aussagen als mühsame Definitionen des Kulturbegriff selbst: Natur, Barbarei und Zivilisation. Nur von diesen her und in Differenz zu diesen ist Kultur zu bestimmen. Kultur ist ursprünglich, in ihrer Ableitung von »Agrikultur«, die bearbeitete Natur – aber im Rahmen ihres eigenen Telos, ihrer immanente Bestimmung. Kultur ist Veredelung dessen, was Natur sein könnte, wäre sie als solche nicht wild. Die reine Funktionalisierung von Natur als Rohstoff und die Verarbeitung desselben fällt aus dem Bereich der Kultur, außer der Stoff wird zum Material einer ästhetischen Reflexion. Die handwerkliche oder industrielle Transformation von Natur in ein Gut oder eine Ware, die ihren Ursprung längst negiert hat, mag ein zivilisatorischer Akt sein, aber keiner einer Kultivierung.

Kultur ist im weiteren die Arbeit an der Natur des Menschen – aber im Rahmen seines eigenen Telos: Autonomie und Freiheit, etwas antiquierter formuliert, Arbeit an der Sittlichkeit des Menschen. Kultur ist, so noch Immanuel Kant, der Mittler zwischen heteronomer Natur und autonomer Vernunft. Was

noch roh am Menschen ist, also Natur, wird kultiviert, verfeinert in Hinblick auf den eigentlichen Zweck des Humanen: die Autonomie der praktischen Vernunft. Die Kultivierung ist noch nicht praktizierte Vernünftigkeit, wohl aber Herausbildung der Urteilskraft. Signum des Kultivierten ist die Sicherheit im Geschmack. Keine Kultur also ohne ästhetische Ansprüche. Die Kultivierung des Menschen war so auch für Friedrich Schiller Ziel und Inhalt seiner »ästhetischen Erziehung« als sinnliche Propädeutik zur Aufklärung des Menschen. Die tendenzielle Distanzierung der Triebnatur in der Kultur führt zum Spiel als ästhetischem Paradigma der Freiheit, das übrigens nicht zusammenfällt mit dem spielerischen Einüben von zivilisatorischen Geschicklichkeiten. Kultur ist immer Freiheit von der Notwendigkeit und nicht das spielerische Einüben in die Sachzwänge der digitalisierten Wettbewerbsgesellschaft.

Wie und warum aber kommt es zur Idee dieser Freiheit als Transzendierung blanker Notwendigkeit? In seinem wunderbaren Buch *Höhlenausgänge* hat der 1996 verstorbene deutsche Philosoph Hans Blumenberg versucht, den Ursprung von Kultur zu rekonstruieren. Kultur, so seine These, war in

Urzeiten die große Kompensationsleistung der Schwachen, der Kranken, Frauen, Kinder, die in den Höhlen zurückbleiben mußten, nichts Nützliches tun konnten und deshalb lernten, »Geschichten zu erzählen, ohne dabei gewesen zu sein«. Die Geburtsstunde der Kultur ist so auch die der Phantasie, der Fiktion, der Literatur, der Kunst. Und diese ist das Privileg der Schwachen: »Der Genuß, etwas passieren zu lassen, ohne es zu erleiden, war das Geheimnis der Unhelden.« Notwendig aber war dieses Geheimnis nicht: »Das Überflüssige kam als das seltsamste Produkt des Lebens in die Welt und verstand es sich zum Bedürfnis zu machen«. Daß Kultur als das absolut nicht Lebensnotwendige dennoch zu einem allgemeinen Bedürfnis werden konnte, darf aber nicht dazu verführen, ihren Ursprung zu übersehen. Kultur, so Hans Blumenberg, »ist und wird bleiben eine ›Verschwörung‹ gegen die exklusive Standardisierung des Menschlichen durch die Tüchtigsten, Nützlichsten, Stärksten – ohne die alles andere nicht ginge –, mag dieser Konflikt auch seine Namen wechseln. Es kommt alles darauf an, aus der Langeweile zwischen den Jagd-, Beute- und Kriegszügen Muße entstehen zu lassen, und sie wird gewiß nicht entstehen durch die ihre Rastlosigkeit nur unterbrechenden Mitglieder der Horde, sondern wie stets durch die Zurückgebliebenen.«<sup>8</sup> Nimmt man diese Sätze ernst – und Kultur bedeutet, solche Sätze ernst zu nehmen –, dann hieße dies auch, daß die

»Kultur ist immer Freiheit von der Notwendigkeit und nicht das spielerische Einüben in die Sachzwänge der digitalisierten Wettbewerbsgesellschaft.«

7  
Rudolf Burger:  
*Kultur ist keine Kunst*. Inauguraladresse vom 9.11.1995, Wien: Hochschule für angewandte Kunst, 1995

8  
Hans Blumenberg:  
*Höhlenausgänge*, Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1989, S. 30ff.



Anverwandlung der Kultur an die Gesetze der Ökonomie, an die Dynamik der Rastlosen, an die Geschwindigkeiten der Märkte und an die Quoten der Medien die Kultur nicht befördern, sondern verhindern wird. Denn Muße ist das letzte, was den beflissenen Propagandisten der Kultur heute zu dieser einfiel. Vielleicht aber müssen wir nur die Blickrichtung ändern. Dort, wo flinke Manager und Organisatoren um Finanzierungsmodelle kämpfen, dort, wo auch für die Kultur Reformen, Tempo und Schübe gefordert werden, dort wo die Geschwindigkeiten von Medien und Märkten dominieren, mag alles mögliche entstehen, nur keine Kultur. Die aber, die auf den ersten Blick die Zurückgebliebenen sind, diejenigen, die schon wie in Urzeiten zur Muße verurteilt werden, könnten sich auf den zweiten Blick wieder einmal als diejenigen erweisen, die in ihrer Phantasie und Imaginationskraft schon ganz woanders sind. Später einmal werden auch daraus gefeierte und vermarktete Kulturgüter werden.

Kultur ist in diesem Kontext ihrem Ursprung und ihrer Idee nach dadurch definiert, daß sie sich den Gesetzen der ökonomischen Rationalität gerade nicht fügt. Das macht ihre Bestimmung aus. Kultur ist deshalb Überschuß, Luxus und Verschwendung, aber auch Sinn und Schönheit dort, wo solches längst nicht mehr vermutet werden würde. Kultur ist Ver-

feinerung und Zivilisierung, ist Überbietung und Zähmung lebensweltlicher Gewalt, Sublimierung primärer Triebregungen. Immer aber ist Kultur Kompensation, Ableitung, ein sekundäres Phänomen, nie das eigentliche Leben und dennoch oft interessanter als dieses. Kultur ist apollinisches, geistvolles, traumhaftes Spiel, aber auch Ort des Ausbruchs dionysischer, rauschhafter, unbändiger emotionaler Eruptionen. Kultur ist das Unberechenbare, das Unzweckmäßige und Zweckfreie. Mit anderen Worten: Kultur ist das, was es sonst noch gibt – neben den wichtigen Dingen des Lebens wie Wirtschaft, Politik, Technik, Sport, Sex und Krieg. Deshalb ist es letztlich so unsinnig, alles und jedes zu Kultur zu erklären. Man bringt sich damit schlicht um das, was Kultur geben könnte.

Kultur ist eine symbolische Ordnung, und sie deutet an, daß es neben den Notwendigkeiten und Heteronomien des Daseins noch etwas gibt: Freiheit, Autonomie und die Welt des Möglichen. Kultur ist der Raum, in dem jene *Bedeutungen* gestiftet werden, die über alle Wirklichkeit hinausgehen, wie sehr sie dieser auch verhaftet sein mögen. Überall dort, wo diese Momente spürbar sind, wird menschliche Tätigkeit zu einer kulturellen Ambition. Gleichzeitig aber, und dies markiert die Ambivalenz von Kultur, ist Kultur als abgeleitetes Phänomen ein Zusatz, der letztlich immer auch gekürzt, weggedacht, wegrationalisiert werden könnte. Kultur als der natürliche Opponent der Ökonomie ist so stets durch diese gefährdet. Sie braucht den Schutz der Höhlen, welche Namen diese mittlerweile auch immer angenommen haben.

Kultur ist so immer ein *Nebenbei* und *Darüberhinaus*. Denn Kultur hat vielleicht einen *Sinn*, sie hat aber keine unmittelbare *Funktion*. Kultur geschieht um ihrer selbst willen. Kultur ist das, was man tut, wenn man sonst nichts zu tun hat. Das bedeutet nicht, daß Kultur nicht im Dienste verschiedener Interessen funktionalisierbar ist. Weil Kultur in diesem engen und strengen Sinn aber an sich keine soziale, politische oder ökonomische Funktion hat, ist sie auch für alle möglichen, einander oft widersprechenden Zwecke zu gebrauchen. In Dienst genommen, wird Kultur aber zu einem zweischneidigen Schwert.

Deutlich, ja überdeutlich wird dies, fragt man etwa nach der Bedeutung der Kultur für die europäische Integration und die Erweiterung der Europäischen Union – eine Lieblingsfrage des rezenten kulturpolitischen Diskurses. Ist Kultur eine europäische oder nationalstaatliche Angelegenheit? Trägt Kultur zur Integration bei oder kann sie auch eine separierende Kraft sein? Läßt sich Kultur für die Erweiterung der EU in Anspruch nehmen oder riskiert man dabei die Reaktivierung uralter kultureller Trennlinien? Übt man sich damit in Resignation, oder läuft man Gefahr, Restutopien freizulegen, deren Dyna-

mik man womöglich unterschätzt? Macht es überhaupt Sinn, von einer europäischen Kultur zu sprechen, oder steuern wir nicht auf eine internationale Weltkultur hin, die zwar einige europäische Wurzeln haben wird, aber keine Möglichkeiten mehr bieten wird, Europa über seine Kultur zu definieren? Die Tatsache, daß Bassam Tibi, der den Begriff »Leitkultur« ins Spiel gebracht hat, diese auf Europa gemünzt hatte, und damit ein spezifisch europäisches Rechts- und Wertesystem gemeint hatte, das bei aller Affirmation von Migrationsbewegungen für das Leben in Europa nicht preisgegeben werden sollte,<sup>9</sup> unterstreicht diese Problematik auf das eindringlichste.

Abgesehen von der »europäischen Leitkultur«: Die Bedeutung der Kultur für den europäischen Einigungsprozeß ist höchst ambivalent. Letztlich ist die Idee der Einheit Europas, die, wenn auch in wandelnder Gestalt, seit der Spätantike die Geschichte Europas durchzieht, selbst das Produkt einer Kultur, die sich zuerst als christlich-abendländisch, dann als neuzeitlich-humanistisch und später als aufgeklärt-modern verstand, sich damit aber immer auf ein größeres Ganzes – ein Reich, eine Utopie, ein Optimum – bezog und damit als *europäisch* begriff.

Sinnlos, Europa ohne diese Bedeutungen denken zu wollen. Europa kann, streng genommen, nie etwas anderes sein als ein kulturpolitisches Konzept, zu dessen Verwirklichung die Ökonomie eingesetzt wird. Sowenig es natürliche Grenzen von Europa gibt, so wenig gibt es eine historische Notwendigkeit, Europa als Einheit zu denken. Und natürlich gibt es auch eine gewachsene, wenn auch vielfach gebrochene europäische Kultur in dem Sinne, in dem man von einer bestimmten Lebensform sprechen könnte. Genau dies meinte der spanische Philosoph José Ortega y Gasset, als er von einer in der Geschichte wachsenden »Gleichartigkeit der Seelen« der europäischen Völker sprach: »Spanier, Deutsche, Engländer, Franzosen sind und bleiben so verschieden, wie man nur will; aber sie haben dieselbe psychische Struktur und sind vor allem auf die gleichen Inhalte bezogen. Religion, Wissenschaft, Recht, Kunst, gesellschaftliche und erotische Werte sind gemeinsame Angelegenheiten. Das aber sind die spirituellen Substanzen, von denen wir leben [...]. In uns allen überwiegt der Europäer bei weitem den Deutschen, Spanier, Franzosen...«<sup>10</sup>

Die Mobilisierung von Kultur für die europäische Einigung könnte nun bedeuten, sich dieser »spirituellen Substanzen« zu versichern. Das hieße, sich überhaupt erst wieder gemeinsamer europäischer Traditionen bewußt werden, diese aufgreifen und weiterentwickeln. Das könnte bedeuten, das jüdisch-

christliche Erbe in all seinen Varianten ebenso zu befragen wie die seit der griechisch-römischen Antike tradierten Philosophien, das könnte heißen, sich die Bedeutung der neuzeitlichen Wissenschaft und der Ideen der Aufklärung in ihrer gesamteuropäischen Wirkung zu vergegenwärtigen, das könnte vor allem auch bedeuten, das gemeinsam Europäische in den Kulturen Südosteuropas wiederzuentdecken und für den Erweiterungsprozeß fruchtbar zu machen. Gerade ein umstrittenes Konzept wie das von »Mitteleuropa« könnte, verstanden als kulturelle Idee, den Sinn bekommen, einen europäischen Kulturraum, dessen problematische Einheit in seiner brüchigen Vielfalt bestand, zu erinnern, um daraus jenes wechselseitige Verständnis zu gewinnen, ohne das gerade die Erweiterung der EU nach Südosten nicht gelingen wird. Und schließlich wäre in diesem Zusammenhang auch daran zu erinnern, daß »Modernität«, ein Zauberwort der Gegenwart, eine europäische Erfindung par excellence ist.

Das moderne Europa ist auch das säkulare Europa, das Europa der Wissenschaften, das Europa der Menschen- und Bürgerrechte, das Europa der zunehmenden Individualisierung, das Europa der Freiheit und das Europa der autonomen Künste. In einem strikt modernen Sinn – und damit sind die Grenzen des Kulturbegriffs dann doch ziemlich eng gezogen – kann eine europäische Kultur nur als eine Kultur der *Individuen* betrachtet werden, deren immanentes Ziel die politische, moralische und ästhetische Autonomie der Subjekte ist. Die unter dem Stichwort »Kulturpluralismus« derzeit vorherrschende Reethnisierung und Tribalisierung der Gesellschaft spricht allerdings eine andere Sprache. Womöglich ist es die Sprache der Barbarei.

»Kultur ist so immer ein *Nebenbei* und *Darüberhinaus*. Denn Kultur hat vielleicht einen *Sinn*, sie hat aber keine unmittelbare *Funktion*. Kultur geschieht um ihrer selbst willen.«

9  
Bassam Tibi:  
Europa ohne  
Identität? Die  
Krise der  
multikulturellen  
Gesellschaft,  
München:  
Bertelsmann,  
1998, S. 181ff.

10  
José Ortega y  
Gasset, Der  
Aufstand der  
Massen. Gesammelte  
Werke III,  
Stuttgart: Deutsche  
Verlagsanstalt,  
1978, S. 147f.

## Europäische Kulturpolitik im Zeitalter der Globalisierung

7. Mai 2001 – Karlsruhe

Podiumsdiskussion im Rahmen der »Europawoche« des *Instituts für Angewandte Kulturwissenschaft (IAK)* der Universität Karlsruhe mit:

Dr. Caroline Y. Robertson, IAK, Universität Karlsruhe  
Prof. Dr. Klaus Schrenk, Direktor Staatl. Kunsthalle, Karlsruhe  
Dr. Olaf Schwencke, Vorsitz Kuratorium Inst. f. Kulturpolitik, Bonn/Berlin  
Prof. Dr. Hermann Schwengel, Inst. f. Soziologie, Universität Freiburg  
Prof. Dr. Raymond Weber, Direktor Kulturabteilung, Europarat, Strasbourg

Im Rahmen der Veranstaltung wird auch das neue Europa-Buch von Olaf Schwencke »Das Europa der Kultur – Kulturpolitik in Europa« (Kulturpolitische Gesellschaft, Bonn und Klartext Verlag Essen 2001) erstmals Presse und Öffentlichkeit präsentiert.

Kontakt: Dr. C. Y. Robertson, IAK, Universität Karlsruhe, T 0721/608 43 84